Der sächsische Troubadour.

Mei' greeßtes Gud is meine alte Leier,
Jedoch von Noden hab' ich keene Schbur,
Ich heeße August Johann Gottlieb Mayer,
Und bin ä kleener hibscher Drubadur.

Und wenn ich ooch nich immer viel gewinne
Durch meiner wundersißen Lieder Schall:
Ae' Bissel Kaffee und ä Bissel Minne
Schenkt mer dem kleenen Sänger überall.

Oft mach' ich auf dem Begasus ä Riddchen
Zu irgend eenem großen Hochzeitsfest,
Dann krieg ich wohl von Wein und Bier ä Schniddchen
Und ooch so manchen schönen Bradenrest.

So zieh' ich westlich, estlich, nerdlich, sidlich,
In jeder Schänke bin ich wie ze Haus,
Doch werd' ich je bei'm Rausche ungemihdlich,
Dann werfen se ganz eenfach mich hinaus.

Jedoch der edle Sänger nimmt nischt ibel,
So was genirt de großen Geister nich,
Der Hausknecht zeigt ja immer sich als Ribel,
Wenn Unsereener hat en' kleenen Stich.

Ob's schneit, ob's stirmt, ob's graubelt oder regnet,
Ich bummle rastlos stets von Ort zu Ort,
Und wenn sogar mir ä Schangdarm begegnet,
So sing ich ungenirt in Eenem fort:

Mei greeßtes Gud is meine alte Leier,
Jedoch von Noden hab' ich keene Spur,
Ich heeße August Gottlieb Mayer,
Und bin ä kleener, hibscher Drubadur.

Der Alte.

Von Guy de Maupassant.

Die lauwarme Herbstsonne leuchtete zwischen den großen Buchen der Gräben hindurch über dem Hofe des Gutes. Unter dem Rasen, der von den Kühen ganz zertreten war, war die Erde von dem letzten Regen aufgeweicht und ließ die Füße mit gurgelndem Geräusch tief einsinken; und die fruchtbeladenen Apfelbäume streuten ihre stahlgrünen Früchte in dem Grase aus.

Vier junge Kühe weideten in einer Reihestehend und brüllten von Zeit zu Zeit das Haus an; die Hühner spazierten auf dem Misthaufen vor dem Stall auf und ab und scharrten und schüttelten sich und gackerten, während die beiden Hähne unabläßig krähten und Würmer für ihre Hennen suchten, die sie mit lebhaftem Gluckfen herbeiriefen.

Die Schranken öffneten sich; ein Mann trat ein, der etwa vierzig Jahre alt sein mochte, aber das Aussehen eines sechszigjährngen Greises hatte: runzelig, gebeugt, ein langsamer Schritt, der noch schwerfälliger durch die schweren, strohgefüllten Holzschuhe gemacht wurde. Seine zu langen Arme schlenkerten an dem Körper herum. Als er sich dem Hofe näherte, wedelte ein gelber Spitz, der an dem Fuße eines riesigen Birnbaumes neben einem Faß, das ihm als Hütte diente, angebunden war, mit dem Schwanze und bellte vor Freude. Der Mann rief:

„Kusch ,Finot!"

Der Hund schwieg.

Eine Bäuerin kam aus dem Hause heraus. Ihr knochiger Körper hob sich schmal und mager unter einer Wolljacke ab, die um die Taille eng zusammengezogen war. Ein grauer, zu kurzer Rock reichte bis zur Hälfte der Beine, die in blaue Strümpfe gehüllt waren; auch sie trug Holzschuhe. Eine gelbe Mütze, die ehemals weiß war, bedeckte ihre paar an dem Kopfe festgeklebten Haare; ihr mageres, häßliches, zahnloses Gesicht zeigte den wilden, gemeinen Ausdruck, den die Bauerngesichter oft haben.

Er fragte:

„Wie geht's ihm?"

Die Frau antwortete:

„Der Pfarrer sagt, daß das der Schluß ist, daß er die Nacht nicht überleben wird."

Sie traten zusammen in das Haus ein.

Nachdem sie die Küche durchschritten hatten, gelangten sie in das niedrige, dunkle Zimmer, nur schlecht durch ein kleines viereckiges Fenster erhellt, vor das ein Fetzen von normannischem Zeug gehängt war. Die dicken Balken der Decke, von der Zeit gebräunt, schwarz und verräuchert, kreuzten das Zimmer von einer Seite zur anderen und tugen den dünnen Boden des Getreidespeichers, wo Tag und Nacht Schaaren von Ratten herumkrabbelten.

Der unebene feuchte Fußboden war schmierig; im Hintergrunde des Zimmersbildete das Bett einen unbestimmt weißen Fleck. Ein regelmäßiges, rauhes Geräusch, ein hartes, röchelndes und pfeifendes Athmen drang wie Wassergegurgel, das eine zerbrochene Pumpe macht, aus der dunklen Ecke, wo ein Greis, der Vater der Bäuerin, im Sterbenlag.

Der Mann und die Frau näherten sich und betrachteten den Sterbenden mit ihren resignirten, ergebenen Blikken.

Der Schwiegersohn sagte:

„Diesmal ist's das Ende; er wird die Nacht nicht überleben."

Die Bäuerin erklärte:

„Seit Mittag röchelt er so."

Dann schwiegen sie. Der Vater hatte die Augen geschlossen, sein Gesicht war erdfahl und vertrocknet, wie wenn es aus Holz wäre. Sein offener Mund ließ den rasselnden, rauhen Athem durchstreichen; und das graue Schleiertuch hob sich bei jedem Athemzuge auf seiner Brust.

Nach einem langen Schweigen sprach der Schwiegersohn:

„Es ist gut, daß es einmal ein Ende hat. Wir können ja nichts dagegen machen. Und uns stört es sehr, denn wir müssen die Felder umackern, und das Wetter ist jetzt gerade schön."

Seine Frau schien bei diesem Gedanken beunruhigt. Sie überlegte einige Augenblicke, dann sagte sie:

„Da er im Sterben liegt, wird man ihn vor Samstag nicht beerdigen; Du wirst also morgen für Deine Arbeiten Zeit haben."

Der Bauer sann nach, dann meinte er:

„Ja, aber morgen werde ich die Leute zum Begräbniß einladen müssen, und um von Tourville bis Manetot zu allen zu gehen, brauche ich fünf bis sechs Stunden."

Nachdem die Frau das zwei oder drei Minuten erwogen hatte, sprach sie:

„Es ist erst drei Uhr, Du könntest also noch heute mit dem Einladen beginnen und wenigstens die Tourviller Seite abmachen. Du kannst sagen, daß er bereits gestorben ist, da er ja nur mehr den Nachmittag zu leben hat."

Er blieb einige Augenblicke ganz perplex stehen, die Folgen und die Vortheile dieser Idee überdenkend. Endlich erklärte er:

„Du hast Recht, ich werde gehen."

Er machte einige Schritte zum Ausgange hin, dann kehrte er nochmals nach kurzer Ueberlegung zurück:

„Da Du ja nichts zu thun hast, so pflücke ein paar Aepfel ab; dann wirst Du vier Dutzend dieser kleinen Apfelkuchen machen, damit man den Leuten, welche zum Begräbniß kommen werden, etwas vorzusetzen hat. Den Herd wirst Du mit dem Reisig heizen, das unter dem Holzschuppen bei der Weinpresse liegt. Es ist ganz trocken."

Dann verließ er das Zimmer, kehrte in die Küche zurück, öffnete den Schrank und nahm ein Sechs-Livre-Brod heraus; davon schnitt er sich sorgsam ein Stück ab, kehrte mit der hohlen Hand die auf das Brod gefallenen Krumen zusammen und warf sie in den Mund, um ja nichts zu verlieren. Dann nahm er mit der Spitze seines Messers aus einem braunen Topf ein wenig gesalzene Butter heraus, strich sie auf seinem Brode auf und begann es langsam, wie er Alles that, zu essen.

Dann durchschritt er den Hof, beruhigte den Hund, der wieder zu bellen begonnen hatte, und ging auf dem Wege, der längs des Grabens nach Tourville führte dahin.

Allein gelassen, ging die Frau ihren Geschäften nach. Sie öffnete den Mehlkasten und bereitete den Teig zu den Kuchen. Sie knetete ihn langsam, wendete ihn hin und her und quetschte und stieß ihn und arbeitete ihn gut durch einander. Dann machte sie eine große, weißgelbe Kugel daraus, die sie auf der Ecke des Tisches ließ.

Hierauf holte sie die Aepfel; um den Baum nicht mit der Stange zu beschädigen, stellte sie sich auf einen Fußschemel und pflückte die Früchte mit der Hand. Sie wählte sie sorgfältig aus, um nur die reifsten abzureißen, und legte sie in ihre Schürze.

Eine Stimme rief vom Wege her:

„Ah, Frau Chicot!"

Sie wendete sich um. Es war ein Nachbar, Herr Osime Favet, der Maire, der sein Feld düngen ging und mit herabbaumelnden Beinen auf dem Düngerkarren saß. Sie wendete sich um und fragte:

„Was steht zu Ihren Diensten, Hr. Osime?"

„Wie geht's dem Vater?"

Sie rief:

„Er ist sozusagen schon todt. Samstag ist die Leiche, um sieben Uhr, da die Feldarbeiten sehr drängen."

„Verstanden. Viel Glück! Tragen Sie es leicht."

Sie antwortete auf seine freundlichen Worte:

„Ich danke Ihnen!"

Dann pflückte sie wieder ihre Aepfel weiter.

So bald sie in das Haus zurückgekehrt war, schaute sie sofort nach ihrem Vater; sie hoffte, ihn schon todt zu finden.

Aber von der Thür aus unterschied sie schon sein röchelndes, eintöniges Athmen, und da sie es für unnütz hielt, sich dem Bette zu nähern und so Zeit zu verlieren, begann sie die Kuchen zu machen.

Sie hüllte die Früchte, eine nach der anderen, in eine dünne Teigschicht, sodann stellte sie sie auf dem Rande des Tisches der Reihe nach auf. Als sie achtundvierzig Stück bereit hatte, die ein Dutzend vor dem anderen hingelegt waren, dachte sie daran, die Mahlzeit herzurichten, und rückte den Topf auf das Feuer, um die Erdäpfel kochen zu lassen; sie hatte es sich nämlich überlegt, daß es unnöthig wäre, heute in dem Backofen Feuer zu machen, da sie ja den ganzen morgigen Tag Zeit genug hätte, um alle Vorbereitungen zu beendigen. Ihr Mann kehrte gegen 5 Uhr zurück. So wie er die Schwelle überschritten hatte, fragte er:

„Ist es zu Ende?"

Sie antwortete:

„Noch nicht; er röchelt noch immer."

Sie betrachteten ihn. Der Alte war ganz im gleichen Zustande, wie vorhin. Sein rauher Athem, regelmäßig wie eine Uhrbewegung, hatte sich weder beschleunigt, noch verlangsamt; von Sekunde zu Sekunde kam er wieder, nur ein wenig im Ton verschieden, je nachdem die Luft in die Brust ein- oder ausströmte.

Sein Schwiegersohn blickte auf ihn, dann sagte er:

„Es wird auslöschen, ohne daß man es merkt, wie eine Kerze."

Sie gingen in die Küche zurück und begannen, ohne ein Wort zu reden, zu nachtmahlen. Nachdem sie die Suppe gegessen hatten, aßen sie noch ein Butterbrod, dann reinigte sie die Teller u. sie kehrten in das Zimmer des Sterbenden zurück.

Die Frau hatte eine kleine Lampe mit einem schwelenden Dochte in der Hand und hielt sie vor das Gesicht ihres Vaters. Wenn er nicht geathmet hätte, würde man ihn für todt gehalten haben.

Das Bett der beiden Bauersleute stand in der anderen Ecke des Zimmers in einer Art von Vertiefung. Sie legten sich, ohne zu reden, nieder, löschten das Licht aus und schlossen die Augen; und bald begleiteten zwei verschiedene Schnarchtöne, der eine tiefer, der andere höher, das ununterbrochene Röcheln des Sterbenden.

Und oben auf dem Getreidespeicher raschelten die Ratten.

* * *

Der Bauer erwachte bei grauendem Morgen. Sein Schwiegervater lebte noch. Er schüttelte seine Frau wach, beunruhigt durch diese Widersetzlichkeit des Alten.

„Sag' einmal, Phemia, er will nicht sterben. Was wirst Du thun, he?"

Er wußte, daß sie immer einen Rath hatte.

Sie antwortete:

„Den Tag wird er sicherlich nicht überleben. Wir haben also Nichts zu fürchten. Und dann, der Maire wird nichts dagegen haben, daß man ihn morgen begräbt; dem Hrn. Renard hat man's auch bewilligt, als sein Vater gerade zur Zeit der Aussaat gestorben ist."

Er war von der Richtigkeit dieser Ueberleguna ganz überzeugt und ging auf das Feld hinaus.

Das Weib buk die Kuchen und verrichtete dann Alles, was es auf dem Hofe zu thun gab.

Mittags war der Alte noch nicht todt. Die Taglöhner, die für die nothwendigen Feldarbeiten aufgenommen waren, kamen in Gruppen heran, um den Alten anzuschauen, der so lange zum Sterben brauchte. Jeder sagte seine Meinung, dann gingen sie wieder auf die Felder.

Als man um sechs Uhr zurückkam, athmete der Vater noch. Der Schwiegersohn wurde jetzt ernstlich bestürzt.

„Phemia, was wirst Du nun machen?"

Sie hatte bald ihren Entschluß gefaßt. Man suchte den Maire auf. Er versprach, daß er beide Augen zumachen und das Begräbniß am nächsten Tage gestatten würde. Auch der Arzt, den man besuchte, willigte, um sich Hrn. Chicot zu verbinden, ein, den Todtenschein mit einem älteren Datum zu versehen. Der Bauer und die Bäuerin kehrten beruhigt nach Hause zurück.

Sie legten sich zu Bett und schliefen wie den Abend vorher bald ein; und ihre kräftigen Athemzüge mischten sich mit dem schwachen Röcheln des Alten.

Als sie erwachten, war er noch nicht todt.

* * *

Jetzt waren sie ganz niedergeschlagen. Sie standen bei'm Kopfende des Bettes und betrachteten den Vater mit Mißtrauen, wie wenn er ihnen einen Possen spielen oder sie täuschen und zum Besten halten wollte; sie nahmen es ihm übel, daß er ihnen so viele kostbare Zeit stahl.

Der Schwiegersohn fragte:

„Was sollen wir thun?"

Sie wußte nichts mehr und antwortete:

„Es ist wirklich zum Teufelholen!"

Man konnte jetzt nicht mehr alle Gäste, die zeitlich kommen sollten, benachrichtigen. Man entschloß sich, sie zu empfangen, um ihnen den Sachverhalt darzulegen.

Zehn Minuten vor sieben Uhr erschienen die Ersten. Die Weiber kamen in schwarzen Gewändern, den Kopf in einen großen Schleier gehüllt, mit trauriger Miene daher. Die Männer, die sich in ihren Tuchwesten unbehaglich fühlten, schritten zu zweit beherzter einher und sprachen von ihren Geschäften.

Herr und Frau Chicot empfingen sie bestürzt und ärgerlich; und Beide fingen plötzlich, im gleichen Augenblicke, da sie die erste Gruppe anredeten, zu weinen an. Sie erzählten das Abenteuer, schilderten ihre große Verlegenheit, boten Sessel an, liefen hin und her, entschuldigten sich, fanden, daß alle Welt es so wie sie gemacht hätte, sprachen ohne Ende und wurden auf einmal entsetzliche Schwätzer, um Niemandem Zeit zur Antwort zu lassen.

Sie gingen von Einem zum Andern:

„Wir hätten es nicht geglaubt; es ist auch gar nicht glaublich, daß das so lange dauern würde."

Die verwirrten Gäste, die ein wenig betrogen schienen, wie Leute, die um eine erwartete Feierlichkeit gekommen sind, wußten nicht, was sie anfangen sollten, und saßen und standen herum. Einige wollten weggehen. Chicot hielt sie zurück:

„Wir werden ein bischen was knuspern. Wir haben Kuchen gemacht; man muß doch was davon profitiren."

Die Gesichter leuchteten bei diesem Gedanken auf. Man begann mit leiser Stimme zu plaudern. Der Hof füllte sich nach und nach; die Erstgekommenen theilten die Neuigkeiten den Neugekommenen mit. Man flüsterte und wisperte, die Kuchenidee hatte alle Welt aufgeheitert.

Die Frauen traten in das Haus hinein, um den Sterbenden anzuschauen. Sie stellten sich neben dem Bette auf, stammelten ein Gebet und gingen dann wieder hinaus. Die Männer, die weniger auf dieses Schauspiel neugierig waren, warfen durch das Fenster, das man geöfnet hatte, einen Blick hinein.

Frau Chicot erzählte von der Agonie des Alten:

„Seit zwei Tagen geht das so, nicht mehr, nicht weniger, nicht besser, nicht schlechter, wie eine Pumpe, die kein Wasser mehr hat."

* * *

Nachdem alle Leute den Sterbenden gesehen hatten, dachte man an das Essen; da aber zu viele Menschen da waren, um sie in der Küche zu bewirthen, so trug man den Tisch vor die Thür hinaus. Die vier Dutzend Kuchen schimmerten auf den zwei großen Platten so goldig und appetiterregend, daß sie alle Blicke auf sich zogen. Jeder streckte hastig den Arm aus, um sich ein Stück zu sichern, denn man fürchtete, es würden zu wenig da sein. Es blieben jedoch noch vier Stück übrig.

Chicot meinte mit vollem Munde:

„Wenn uns der Vater sähe, so würde er sehr traurig sein. Er hat diese Kuchen sehr gern gehabt, so lange er noch am Leben war."

Ein dicker, lustiger Bauer sagte:

„Jetzt wird er keine mehr essen. An jeden kommt die Reihe."

Diese Reflexion verdüsterte die Gäste ganz und gar nicht, sie schien sie zu erquicken. An ihnen war jetzt die Reihe, Kuchen zu essen.

Frau Chicot ging ganz verzweifelt über die Ausgaben unaufhörlich in den Keller, um Apfelwein zu holen. Die Krüge folgten einander und leerten sich Schlag auf Schlag. Man lachte jetzt, man sprach laut und begann zu schreien, wie man eben bei lustigen Gelagen schreit.

Plötzlich erschien eine alte Bäuerin, welche bei dem Sterbenden geblieben war, zurückgehalten durch eine neugierige Furcht vor dieser Sache, die ja auch ihr bald bevorstand, bei dem Fenster und schrie mit gellender Stimme:

„Er ist todt! Er ist todt!"

Jeder schwieg. Die Frauen erhoben sich lebhaft, um ihn anschauen zu gehen.

Er war wirklich todt. Ganz todt. Er hatte zu röcheln aufgehört. Die Männer blickten sich unter den gesenkten Augen scheu an. Man hatte die Kuchen noch nicht aufgegessen. Er hatte wahrhaftig seinen Augenblick schlecht ausgewählt, dieser Lumpenkerl.

Die Chicots weinten jetzt nicht mehr. Nun, da es zu Ende war, waren sie ruhig. Sie wiederholten unaufhörlich:

„Wir wußten ja, daß es nicht lange dauern könne. Wenn er sich nur hätte entschließen können, schon in der Nacht zu sterben, so hätten wir die ganze Störung nicht gehabt."

Es thut nichts, es ist aus. Man wird ihn Montag statt Samstag begraben, das ist alles, und Kuchen bei dieser Gelegenheit verspeisen.

Die Gäste gingen plaudernd fort, ganz zufrieden, das alles gesehen zu haben und so bewirthet worden zu sein.

Und als der Bauer und die Bäuerin allein geblieben waren, sagte sie vor Wuth ganz verzerrt:

„Man wird wieder vier Dutzend von diesen Kuchen backen müssen! Er hätte gar nicht diese Nacht sterben können!"

Und der Gatte antwortete resignirter:

„Na, es kommt ja nicht alle Tage vor."

Schachspalte.

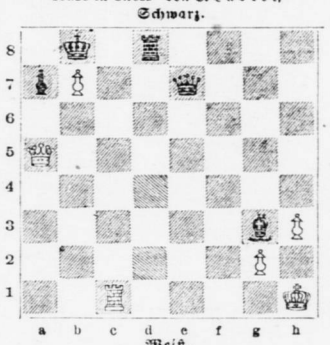
Redigirt von D. Melamet.

(Sämmtliche Zusendungen schachlichen Inhaltes, die richtige Lösungen, Original-Probleme und Schach-Anfragen bitte an den Schach-Redakteur des Blattes, P.-O. Box 240, Baltimore, Md., zu richten.)

Aufgabe Nr. 15.

Eine hochinteressante Schachstudie aus "Common sense in Chess" von E. Lasker,

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Am Montag, den 20. Juli, hat in Nürnberg das diesjährige internationale Meisterturnier begonnen. Unter den 19 Meistern, welche sich am Turnier betheiligen, befinden sich fast sämmtliche Schachgrößen der Welt.

Ein Vergleich der stattlichen Reihe weltbekannter Theilnehmer des Hasting'er Turniers mit den präsumtiven Mitspielern am Nürnberger Turnier fällt keineswegs zu Ungunsten des Letzteren aus. Im Gegentheil, dieses bietet, wenn auch vielleicht nicht an Zahl, wohl aber an Quatität der Theilnehmer noch ein erhöhtes Interesse. Wir brauchen neben dem Fünfgestirn Lasker, Pillsbury, Steinitz, Tarrasch und Tschigorin nur noch den Namen Showalter zu nennen, um diesen Ausspruch zu rechtfertigen.

Nach Schluß der ersten Woche des Turniers haben die Betheiligten folgendes Resultat erzielt:

	Gew.	Verl
1. Lasker	5	1
2. Tschigorin	4	1
3. Steinitz	4½	1½
4. Walbrodt	4½	1½
5. Janowsky	4½	1½
6. Tarrasch	4	2
7. Blackburne	4	2
8. Marczy	3	2
9. Schlechter	3½	2½
10. Schiffers	3	3
11. Pillsbury	2	3
12. Charousek	2	3
13. Winawer	2½	3½
14. Albin	2½	3½
15. Marco	2½	3½
16. Teichmann	1	4
17. Porges	1	4
18. Schallop	1	5
19. Schowalter	½	5½

Wie ersichtlich, stehen beide Amerikaner ziemlich unten auf der Liste. Der erste Preisträger in Hastings auf dem 9. und der „Chess-Champion" of the U. S. sogar auf dem 19. und letzten Platz. Beide Meister haben entschieden Unglück gehabt und hoffen wir, im nächsten Bericht Günstigeres über die Vertreter dieses Landes mittheilen zu können.

Der Liebe Gang.

Wie leis' die Liebe geht,
Wer kann's ermessen?
Leiser als Maienduft
Weht um Cypressen.

Wie leis' die Liebe kommt —
Wer mag's verstehen?
Silberner Mondenschein
Kann nicht so gehen.

Und selbst die Engel nicht,
Die um die Reiser
Tanzen zur Frühlingsnacht —
Liebe geht leiser.

Mägd'lein, horch auf, horch auf
Und gieb fein achte,
Leg' Dir ein Schloß vo's Herz —
Liebe kommt sachte.

Der Trinker am Meere. — „Warum schaust Du Dich denn so oft um Alois? — „Bei so viel Wasser muß doch ein Bräuhaus in der Nähe sein!"

Rücksichtslos. — Schneider: „. . . Nicht nur, daß Sie nicht zahlen, werden Sie von Tag zu Tag noch dicker, so daß man immer mehr Stoff für Ihre Kleider braucht!"

Entschuldigung.

Wenn so ein Temperenzler meint,
Der Alkohol sei unser größter Feind,
Dann denk' ich, in der Bibel steht geschrieben:
Du sollst auch Deine Feinde lieben!

Immer dieselben. — Lehrer: „Moritz, wie viel sind 70 und 80?" — Moritz: „70 und 80 sind 1 Dollar 50, Herr Lehrer."

Glück. — Maler (in einer Zeitung lesend): „Herrgott, hat der Müller ein Glück, jetzt ist der Kerl schon so berühmt und erst seit fünf Jahren — todt.

Abergläubisch. — Gastgeberin (leise zu ihrem Mann): „Oskar, hast Du bemerkt, daß wir dreizehn am Tisch sind?" — Mann (bestürzt): „Um Gotteswillen, da muß die Martha gleich ein Liedchen singen .... hoffentlich drückt sich dann Einer!"

Unterweisung. — Mutter: „Bei großen wirthschaftlichen Anschaffungen mußt Du immer erst Deinen Mann fragen." — Tochter: „Warum nicht gar! Das sähe ja aus, als ob der Mann das entscheidende Wort habe." — Mutter: „Freilich soll's auch so aussehen — haben thut er's ja doch nicht!"

Etwas vom elektrischen Strom. — „Bitte um Unterstützung. Bin ein arbeitsloser Elektriker." — „Scheinen mir mehr ein Stromer zu sein." — „Ganz recht. Elektrischer Stromer."

Im Butcher Shop. — Meester, wenn Sie uff mir hörten, dann könnten Sie noch mal so viel wie sonst Fleesch verkoofen." — „So! Wie denn, mein Junge?" — „Se lassen die Knochen weg, Meester, und geben mehr Fleesch davor."

Kindliche Zoologie. — Lehrer: „Welches Thier ist uns am nützlichsten?" — Kind: „Der Storch — denn ohne ihn wären wir ja nicht da!"

Wir. — Lehrer: „Freddy, hast Du noch ein Brüderchen oder ein Schwesterchen?" — Freddy: „Nein, ich bin alle Kinder, die wir haben!"

Stoßseufzer eines schwäbischen Ehemannes.

Ma' sait doch, daß jo „Gold" sei „Schweiga" —
Oh! Warum ka's denn sei' net au,
Nei Schwiegermutter und mei Frau!
Daß zuar „Goldwährung" thätet neiga.

Sein Interesse. — „Interessiren Sie sich denn für den Rennsport?" — „Freilich! habe neulich erst fünfhundert Mark am Totalisator gewonnen."

Jedes Weib hat einen Freund, dem es aufrichtig ist, dem es nie eine Lüge zu bieten wagt, dem es die nacktesten Thatsachen entgegen hält, dem es ungeschminkt die Wahrheit zeigt, den es glühenden Blickes betrachtet, aber auch haßt und verachtet, und dieser Freund heißt — Spiegel.

Aeußerst fatal. — Direktor einer Bank, als ihm Morgens gemeldet wird, daß die Kasse erbrochen sei: „Donnerwetter! Und ich wollte heute durchgehen!"

Noch nicht. — Freund: „Sie sind also jetzt außer Gefahr!" — Rekonvaleszent: „Nein, noch nicht ganz, der Arzt hat mir gesagt, er wolle mir noch zwei bis drei Besuche machen!"

Die schönste Sprache.

Die schönste Sprache in der Welt
Ist doch niemals zu hören,
Und wem sie einmal nur gefällt,
Der mag sie nie entbehren.
Sie ist, wenn's Herz zum Herzen spricht
Und Augen hell es zeigen;
Doch öffnet sich der Mund da nicht,
Denn er muß — küssend „schweigen."

Moderne Annonce. — „Junge Medizinerin ersucht edlen Herrn, ihr die weiteren Mittel zur Vollendung ihrer Studien vorzustrecken. Ehe nicht ausgeschlossen."

Zeitgemäße Annonce. — Tüchtige Bauhandwerker, die sich bei dreißig Grad Kälte noch behaglich fühlen, an Seehundfleisch gewöhnt sind und mit Eisbären umzugehen verstehen, werden gesucht von der Nordpol-Kolonisations-Aktien-Gesellschaft.

Der Affe ein Hausthier. — Alter Freund, Sie haben ja heute einen kolossalen Affen! Haben Sie denn Ihren Hausthierschlüssel bei sich?"

Druckfehler. — Bei meiner Verheirathung glaubte ich immer, einst auf meine Schwiegermutter hauen zu können, aber ich habe mich sehr getäuscht.

Wenigerpoetisch. — „Teufel, wie klingt mir das rechte Ohr!" — „Das bedeutet, daß man gut von Dir spricht!" — „Nee, das kommt daher, weil Einer vorher mir 'ne Ohrfeige gegeben hat!"